

Denkmäler alter erzgebirgischer Bergmannszeit.

In unserer letzten Heimatblattausgabe haben wir unseren Lesern im Textteil die Einzelheiten über das Schicksal des Bergmanns Oswald Barthel aus Ehrenfriedersdorf geschildert. Wir haben auch in unserer „D. Z.“ ausführlich darüber berichtet, daß am 25. und 26. August auf den Halden des Sauberges bei Ehrenfriedersdorf zur Erinnerung an diese seltsame Begebenheit ein Denkmal seine Weihe empfing, das den Namen „Oswald Barthel-Gedenkturm“ führt. Wir halten heute in unseren Heimatblättern diese heimatgeschichtlichen Begebenheiten nun auch im Bilde fest. Woldemar Reitzler plaudert über die Halden des Sauberges gelegentlich einer Schilderung von Ehrenfriedersdorf und gibt an, daß sie in ihrer Länge von 1500 Meter und ihrer Breite von 270 Meter den imposantesten Haldenzug des ganzen Landes darstellen. Ihre Entstehung verdanken sie dem um etwa 1240 hier begonnenen Bergbau. In ihrer Nähe stoßen wir auf den 6 km langen Röhrgraben, der heute noch für 27 industrielle Unternehmungen von Bedeutung ist. Beim Blick auf diese Halden gedenken wir der „Langen Schicht“, jener Erzählung, die berichtet, daß der 1507 verschüttete Bergmann Oswald Barthel nach 61 Jahren wieder aufgefunden und von seiner inzwischen 80 Jahre alt gewordenen Braut wieder erkannt wurde, da sein Körper durch das arsenhaltige Gestein vor Verwesung geschützt gewesen war. — Unser Bild zeigt nun diese Saubergshalden, auf denen

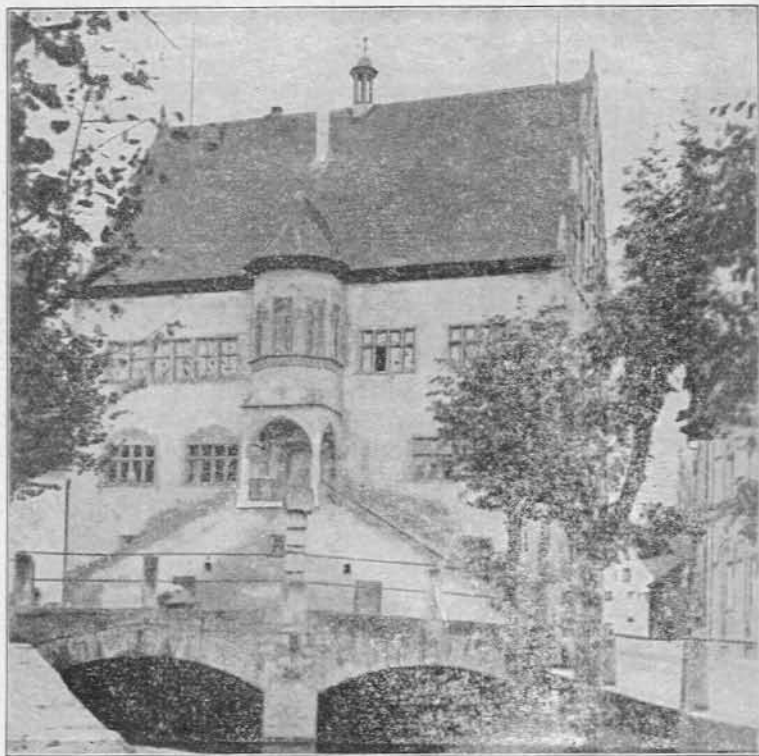


Der Oswald Barthel-Gedenkturm in Ehrenfriedersdorf.

wieder heim. Nach dem Gottesdienste zog ein Teil vor die Häuser und sammelte Speise: Eier, Wurst, geräuchert Fleisch. Andere warben eine Dienstmagd zur Fastnachtsbraut und baten die Jungfern zum Tanze. Alle Gebetenen mußten sich mit Geld lösen. Das wurde zum Bier genommen, und auf dem Rathause ward öffentlicher Tanz gehalten. Dabei wurde gegessen, getrunken, gesungen. — So klingt es wie ein Lied von Freud und Leid bei dem Gedanken an die alte Bergmannszeit zu uns herüber. Bergmannsglücklein, das zur Morgenschicht ruft, ist längst verstummt. Ein anderes Geschlecht lebt im Land. Aber auch dieses neue Geschlecht gedenkt dankbar der alten segensreichen Zeit und errichtet zu solchem Gedächtnis Denkmäler auf den Berghalden. Hoch klingt von Berg zu Tal in unserem Erzgebirge noch immer der alte Bergmannsgruß „Glückauf!“



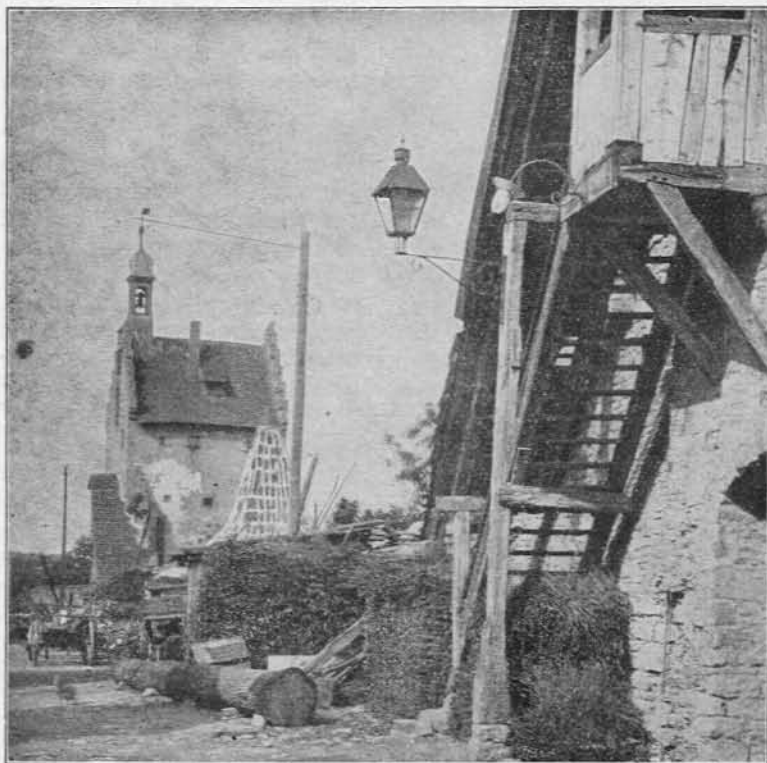
Altes Bergwerk auf den Saubergshalden.



Rathaus in Dettelbach,

dem Schatzkästlein fränkischer Baukunst, umrahmt von grünenden Weinbergen. Kein Wanderer veräume den Besuch der herrlichen Wallfahrtskirche auf aussichtsreicher Höhe.

Dettelbach (Bahnhofstation) ist ein altfränkisches Städtchen mit maler. Befestigung, 2 prächt. Toren, üppigen Weinbergen, Pfarrkirche auf Terrasse, eigenartigen Türmen, spätgot. Rathaus, Freitreppe, Erkerhörlein, stattl. Bürgerhäusern, herrl. Wallfahrts- und Franziskanerkirche, bedeutendste unterfr. Wallfahrt, reicher Renaissanceschmuck usw.



Untere Maingasse in Sulzfeld a. M.

berühmter Weinort, Malerwinkel vor den Toren von Rixingen.

Sulzfeld a. M., lohnende Tal- und Höhenwanderungen, — rund 1 Std. — bef. eindrucksvolles mittelalterliches Ortsbild, schöne Tore, unzählige malerische Bilder, Türme, Mauern, alte Gassen und Winkel mit Figurenschmuck, herrl. Rathaus, Künstlertreffpunkt, alte Pfarrkirche, auf aussichtsreicher Höhe Kapelle, einer der bedeutendsten Weinorte Unterfrankens.

Der deutsche Main, einschränkend

Neben dem deutschen Rhein ist am Main ein Weinland, in dem vereint Rixinger Land hat uns in liebenswürdiger Weise eine Anzahl land zu werben. In dem dazu gehörenden Werbeschriftchen heißt

Alte Städtchen, Frankenwein, / Sonne, Steigerwald und Main; / Schon während der Eisenbahnfahrt Ansbach—Marktbreit—Würzburg unsere zwei Wahrzeichen: Der Steigerwald mit seinem wuchtig in Schwanberg — „ein Würfel, den dort einst die Götter verfertigt sind auch die ersten Weinberge am steilen Hang, von fleißiger W. Mahnruf: Trinkt Deutschen Wein! — Ein verfallener ? hausgiebel, ein stimmungsvolles Friedhofstirchlein. — — — Verschwunden. — Vielleicht weckt die Werbeschrift in Dir wieder



Mainfähre bei Marktstett,

der schmucken Stadt im Kranze üppiger Obstanlagen. Die Höhenzüge am Main laden zu abwechslungsreichen Wanderungen mit schönen Fernblicken ein.

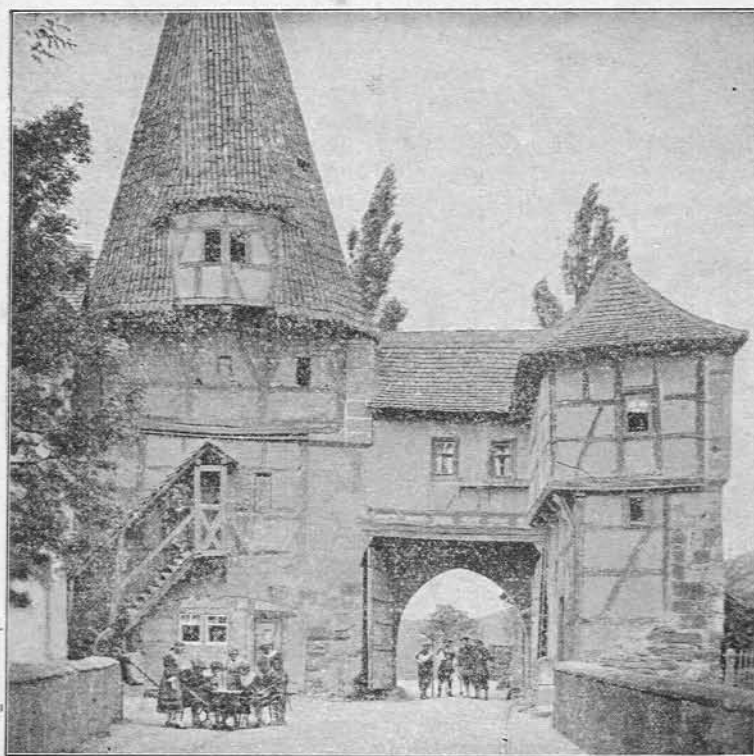
ausgetretenen Wege eine Entdeckungsfahrt zu unternehmen. Die fünf überaus günstige Bahnlinien vermitteln rasche Anschlüsse. — Der Landen bei Sulzfeld a. M. am 16. Juli 1520 vorbei fuhr, warstiers Spuren wandeln will, der veräume nicht, von Würzburg blick ins Maintal), Volkach (schönes Rathaus), Sommerach, Eschwertes Benediktiner Kloster), Dettelbach (berühmte Wallfahrtskirche Sulzfeld (das verträumte Maler-), Marktstett (altes Marktgräf bekrönt von der Kappel (Aussichtspunkt). — Besonders empfehle Schwanberg (herrlicher Aussichtspunkt), Steigerwald—Sphofen (1 bild), mit Bahn und Kraftwagen erreichbar. Vom Iffigheimer 2 Fernsicht, Bullenheim und Hüttenheim (guter Tropfen). — Ausku — Das Rixinger Land hat auch eine geschichtliche Bedeutung. Wschen am hiesigen Plage ein Frauenkloster entstand, das sich in christlichen Religion und Kultur im Frankenlande höchst verdient Nähe eine Burg, welche mit der von Pipin erbauten Mainbrück Bon den deutschen Kaisern bestellt, sollte derselbe nicht nur dem hatte auch den Mainübergang zu bewachen und die neu entstanden nicht bloß unter den Mauern des Klosters ließen sich Fischer und Burg entstanden Wirtschaftsgebäude und Wohnungen leibeigener beiteteten. So erweiterte sich im Laufe der nächsten Jahrhunderte gemeinde, deren Bürger sich anfangs hinter Wall und Graben, f digten. — So ist dieses Rixinger Land, von dem wir in Wort i

Unsere Bilder und Schilderungen werden hoffentlich manch schen Main erfüllt haben. Wandern zur Herbsteszeit nach dem de

önes Herbstferien-Reiseziel

n jetzt zur Herbsteszeit lese gehalten wird. Der Fremdenverkehrs-
zahl Bilder überlassen, die so recht geeignet sind, für das schöne Main-
st es:

/ Kunst, Natur im froh'n Verein / Laden Euch zur Wandrung ein!
urg oder Nürnberg—Rixingen—Würzburg grüßen den Reisenden
in die fruchtbare Ebene gesetzten Eckpfeiler — dem fagenumwobenen
toren" — und im Tale unten „der klare bedächtige Main“. Da
Wingerhand gepflegt, der wärmenden Sonne zugewandt, ein lebender
Wartturm auf einsamer Höhe, altersgraue Mauern, ein stolzer Rat-
sonnen blickst Du zum Abteifenster hinaus, da ist das holde Bild schon
er die Erinnerung, verbunden mit dem Wunsch, einmal abseits der



Rödelseer Tor in Iphofen

am Fuße des reben- und fagengeschmückten Schwanbergs,
„Klein-Rothenburg“.

Natur und Kunst vereinigen sich zum wundervollen Gesamtbild.

u wirst es nicht bereuen! Schon die Reise ist Dir leicht gemacht.
- Auch Altmeister Albrecht Dürer, als er auf seiner Reise nach den Nie-
r voll des Lobes für das schöne Maintal. Wer auf des großen Mei-
g aus all die schönen Orte am Main zu besuchen: Bogelsburg (Rund-
erndorf, Köhler (altbekannte Weinorte), Münsterschwarzach (sehens-
rche), Rixingen (Mittelpunkt des Weinhandels, schiefer Falterturm),
fenstädtchen), Marktbreit und Segnitz (stimmungsvolle Straßenbilder)
enswert: Fußwanderung Rixingen — Rödelsee („Küchenmeister“),
wie Rothenburg), Mainbernheim (mittelalterliches malerisches Städte-
Berg (Aussichtsturm), südlicher Steigerwald bei Renzenheim prächtige
unft erteilt der Verkehrsverein Rixingen Land (Bezirksamt Rixingen).
Dir lesen, daß im Jahre 745 auf Veranlassung des Apostels der Deut-
n den ersten Jahrhunderten seines Bestehens um die Ausbreitung der
t machte. Zum Schutze desselben erhob sich fast gleichzeitig in der
te in Verbindung stand und von einem Burgvogt bewohnt wurde.
adeligen Frauenstifte ein Beschützer, Pfleger oder Sachwalter sein, er
dene Kolonie zu beschirmen. Letztere aber nahm immer mehr zu, denn
Ackerleute nieder, auch in der Nähe, ja im Zusammenhang mit der
Handwerker, welche für die Insassen des Klosters und der Burg ar-
te die neue Ansiedelung erst zu einer Dorf-, dann zu einer Stadt-
äter hinter Mauern und Türmen gegen anstürmende Feinde vertei-
und Bild heute berichten, also auch von Geschichte und Sage umwoben.
erzgebirgischen Wandersmann mit Sehnsucht nach dem schönen deut-
tschen Rhein und Main — das muß gewißlich herrlich sein.

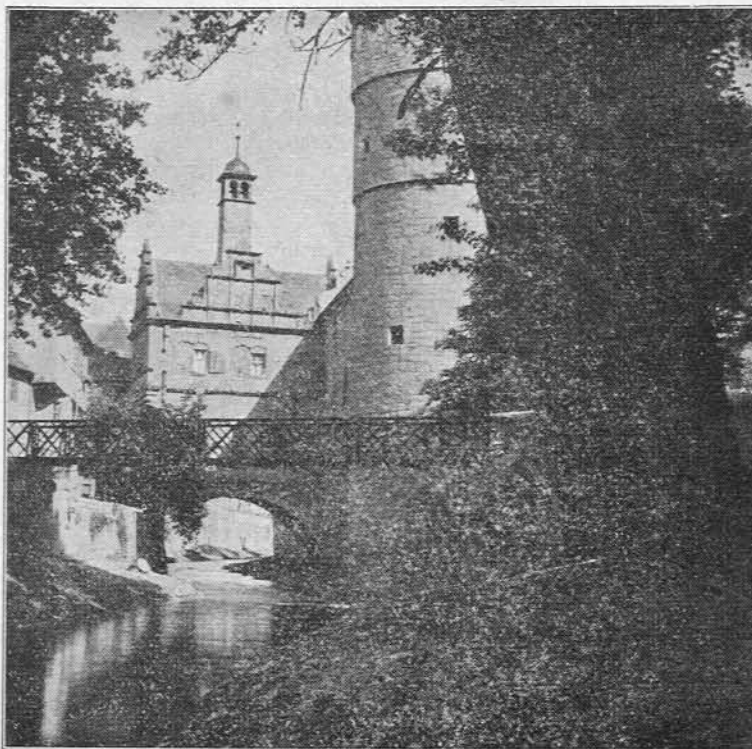


Stadtmauer in Mainbernheim,

der alten Markgrafenstadt mit stolzer Vergangenheit.

Besondere Beachtung verdienen die stattlichen Bürgerhäuser und der
stimmungsvolle Friedhof mit Steintanzel und Arkaden.

Mainbernheim (Bahnhof) — 1 Std. anmutige Wanderung.
Guterhaltenes mittelalterliches Städtchen, schöne, hohe Ringmauer,
vielfältige Türme, 2 Tore, Rathaus, Bürgerhäuser, Bärenbrunnen,
Friedhof, Steintanzel, Arkaden, Kirche. Bedeutende Bären-Lebkuchen-
und Zuckerwarenfabrik Gebr. Schmidt. Schützenhofbrauerei.



Am Breitbach in Marktbreit.

Main, Kappel und Städtchen: ein wundervoller Dreiflang!

Der mächtige Kranen, die reichgeschmückten Handelshäuser, Rathaus
und Maintor künden heute noch von alter Pracht und Herrlichkeit.
Marktbreit (Bahnhof, Kraftpoststat.) köstl. mittelalterl. Städte-
bild im anmutigen Maintal, umsäumt von Rebhügeln, blühende Han-
delsstadt im 17. und 18. Jahrhdt., mächtiger Mainkran m. Lagerhaus,
altertüml. Befestigung, Türme, Maintor mit Rathaus, maler. Straßen-
bilder, prächtige Handelshäuser, sehenswerte ev. Pfarrkirche usw. usw.

Von der Jahreschau Deutscher Arbeit in Dresden 1928

„Die Technische Stadt“.

(Schluß der Ausstellung: 30. September.)

Mit dem heutigen Bild geben wir unsern Lesern einen Einblick in das Ausstellungsgelände der „Technischen Stadt“ in Dresden. Der Zweck dieser Ausstellung ist es, zu zeigen, wie heutigentags die Technik in das Leben der Menschen eingreift, wie sie ein Helfer dem wird, der sie richtig erfährt. Eine schwere, aber dankbare Aufgabe hat sich die Jahreschau 1928 gestellt. Denn tief empfindet unsere Generation das Bedürfnis, dem weltgeschichtlichen Erlebnis der ungeheuer schnellen Entwicklung der Technik geistig näher zu kommen, jedoch es fehlt ihr der Einblick in die technischen Errungenschaften, welcher nötig ist, um dieses Zeitalter zu verstehen. Diesen Einblick will die Ausstellung vermitteln, eine größere Vertrautheit zwischen Mensch und Technik herstellen, nicht etwa nur äußerliche technische Merkmale der Stadt zeigen oder städtebauliche Fragen erörtern. Sie führt in die Geheimnisse technischen Lebens ein, indem sie den Lebensquellen der technischen Stadt, ihrem technischen Körper und ihrem Organismus den Schleier nimmt. Neun große Gruppen, deren reicher Inhalt sorgfältige Sichtung des Ausstellungsmaterials erforderte, damit sie ohne Lücken untergebracht werden können, weist die Ausstellung auf: Elektrizität, Gas, Wasser, Verkehr und Nachrichtenwesen, Schutz für Leben und Eigentum, Ernährung, Heizung und Beleuchtung, das Bauwesen u. endlich die Sondergruppe der Technischen Hochschule, welche sich mit Technik und Erziehung befaßt. Mit dieser außerordentlichen Vielgestaltigkeit bedeutet die Jahreschau 1928 eine Steigerung, wenn sie

auch ihren Hallenraum, der seit dem Bestehen des Unternehmens, seit 1922, von 5500 auf 25 000 qm angewachsen ist, nicht wesentlich vergrößert. Als großer Neubau ist nur das Kugelhaus, welches wir deutlich auf unserem Bilde sehen, entstanden. Es wird als Problem hingestellt und dem Fachmann überlassen, zu prüfen, ob Kugelhäuser für die Zukunft in dem oder jenem Falle zweckmäßig sind. Und wenn das Problematische dieses Gebäudes nicht anerkannt wird (wir haben freilich in unserer



„D. Z.“-Ausgabe v. 10. Septbr. mitgeteilt, daß der Bau eines Kugelhauses zurzeit in Cleveland (U. S. A.) vorgenommen wird), dann hat es doch den Sinn eines Muster-Beispiels heutiger Konstruktionstechnik. Steht doch das Kugelhaus mit einem Rauminhalt von 7600 cbm auf der erstaunlich geringen Grundfläche von 10 mal 10 m, dem vierten Teil des Bodens, den ein Normalbau gleichen Inhalts einnehmen müßte. Die Jahreschau als reichsdeutsches Unternehmen bringt in diesem Jahre wieder zum größeren Teil reichsdeutsche, nur zum kleineren Teil sächsische Aus-

steller, und mit geringfügigen Abweichungen ist der Ausstellungsplan, wie er vorgesehen war, durchgeführt. Die diesjährige Ausstellung in Dresden bietet so für jedermann viel Sehenswertes. Es handelt sich nicht, wie oft behauptet wird, nur um eine Fachausstellung. Die Modelle und Erklärungen sind allgemeinverständlich und belehrend. Auf dem Ausstellungsgelände befindet sich auch eine Völkerschau, ein Vergnügungs- u. v. m. Es sei ein Besuch der Ausstellung auch an dieser Stelle empfohlen.



Dr Sommer gieht.

(Nachdruck verboten.)

De Zeit is üm; dr Sommer gieht.
De Baam sei walt, de Blümle müd',
un stille ward's in Fald un Wald,
kurz is dr Tog, dr Ohmd schu kalt.

Nu gilt un bleibbt dos alte Lied:
„Gehst un Schie'haat bal vergieht!“
De schinnste Zeit is nu vorbei:
De warme Luft, dr Sonneschei'.
E' graaer Kaw'l zieht ins Tol,
dr Wiesengrund stiecht arnst un johl; ¹⁾
dar predigt nu dos alte Lied:
„Alles ward alt, walt un verblüht!“
De Herrt'n ²⁾ finge uhm an Rand,
de Wolken segeln übers Land;
mer sieht in Dorf de Ästern blüh',
de Wanderburschen tol-wäirts zieh'.
Se finge noch e Abschiedslied:
„Fort gieht de Ras! . . . Nah du mußt miet!“
Dr Sommer, ach, in Menschenlaam, ³⁾
dar is nár kurz, is wie a Traam. ⁴⁾ —
Schaffst du racht rüstig, frisch nu fruh,
paar Gahr — dann gieht's ne Alter zu.
Es bleibbt dir nár dos alte Lied:
„Macht ei're Lust, mieh . . . laßt in Fried'!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ jahl. ²⁾ Hirten. ³⁾ Menschenleben. ⁴⁾ ein Traum.



Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Am Bodensee

Das Schwäbische Meer und seine Seele
Friedrichshafen, Wasserburg, Lindau und Bregenz
Die Geburtsstätte des deutschen Luftschiffbaus.

Die Seele des Bodensees

Von Ludwig Finckh

Daß wir am Bodensee leben dürfen, betrachten wir als besonderes Glück. In ihm spiegeln sich noch die deutschen Bäume und Wolken in unsäglichlicher Schönheit, ihn furchen schon südliche Winde, aus den Alpenstöcken herwehend, ihn krönen die Schneeberge mit himmlischem Glanze. Und nie verläßt uns das Gefühl, daß wir alle einander zugehörig sind, daß ein Zweig, den der Sturm bei uns vom Baume weht, nach Basel hinuntertreibt, und im Hintergrund aller unserer Fahrten aus dem Wasser hin und her stehn Straßburg, Speyer, Worms, Bonn, Utrecht, Rotterdam.

Ein lebendiges Wesen ist der Bodensee, dem Schöpfer in einer glücklichen Stunde aus der Hand gefallen. Aber seine Seele ist schwer zu fassen. Die Sonne malt auf ihm, die Winde atmen um ihn, Stürme durchpflügen ihn, Wolken umglänzen ihn, die Ufer umschatten und binden ihn. Er ist heiter und sanft im Sonnenbrand, keck und übermütig im hellen Ost, er kann tolsen und um sich schlagen, und er kann brüllen und stampfen wie ein Riese in unheimlichem Zorn. Dann fürchten sich die Menschen vor ihm.

Alle Farben sind auf ihn ausgegossen. Blau, wenn Sonne auf ihn scheint und der Wind ihn streichelt, grün, graugrün, schwarzgrün, wenn Wolken über ihn ziehen und Sturm droht, schwarz mit weißen Schäumen im Orkan, wenn die Wogen in langen Schwallen sich jagen, — und vielleicht ist er da am schönsten. Eine Abendsonne kann ihn in Blut verwandeln, scharlach, purpur, violett, und fängt ihn in Perlmutterschalen auf; der Morgen findet ihn dunkelblau, mit dem fatten Schwarzblau, das in Rabenfedern glänzt, und die Nacht verzaubert ihn völlig. Dann kann Gold und Silber

geschöpft werden in tausend Kübeln, Sterngefunkel und Erlendunst, man muß im Boote liegen und mit leisem Ruderschlag ziehen, und eine bunte Lampe aufstecken, die den Fischen leuchtet! Da singt der See, die Wellen raunen am Tag, und alte Geschichten steigen vom Grunde auf.

Es ist doch besser, daß kein Korn auf dem Bodensee wächst; Wasser schenkt mehr und ist wechselvoller. Wo sollten wir auf der Erde leben ohne Bodensee?

Diese unheimliche Liebe, die man zu ihm fassen muß, und die uns immer wieder zum See zieht, wenn wir fern von ihm sind, kommt aus den Tiefen seiner Seele. Ober- und Untersee sind eins; aber es rauscht um den Untersee vom andern Ufer her, das nahe bekränzt winkt, es versinkt am Obersee in die unsägbare Ferne. Meer ist der Obersee, Südmeer, von Segeln besflogen; See ist der Untersee, versonnener See; ihm Bruder der herbere Ueberlingersee.

Am Ufer hat der See eine helle Färbung, die Woge, einen leichten Streifen, der in die tiefere, grüne Halbe übergeht; die Seetiefe heißt Schweb. Wenn die Sonne ins Wasser scheint, so glaubt man bis auf den Grund zu sehen. Im Sommer dringt das Auge wohl 30 Meter tief, im Winter bis zu fünfzig; der sommerliche Blick wird getrübt durch die Wasserpflanzen und Wassertierchen, das Plankton, das in der Wärme nach oben steigt.

Aber einmal mag der See sich nicht durchschauen lassen. Das ist im Frühling, wo die Wasseroberfläche von einer samtigen, gelben Schicht bedeckt ist. Der See blüht. Er blüht von dem Blütenstaub der tausend Bäume, die an seinen Ufern stehen und einen feinen goldenen Regen auf ihn herunterträufeln lassen.



Hafeneinfahrt Lindau am Bodensee

H. Baumgärtner

Auch vom Bodensee und der ihn umgebenden Landschaft gilt das Wort des Züricher Geologen A. Heim: Verstandenes zu schauen ist ein weit edlerer und größerer Genuß als Unverstandenes anzuschauen. Es hält zwar schwer, bei einer Fahrt über den See sich dem fast übermächtigen Stimmungszauber dieser Seelandschaft zu entziehen und mehr oder weniger gelehrte Betrachtungen anzustellen, namentlich wenn an klaren Frühlings- und Herbsttagen hinter der blaugrünen Wasserfläche im Süden und Südosten das Hochgebirge in seiner weisichimmernden Pracht aufsteigt. Man muß den Blick fast zwingen, sich auch dem begrüntem, flachen Nordufer des Obersees zuzuwenden, das mit seinen ruhigen Linien und dem gemächlich ansteigenden Hintergrund viel bescheidener, ganz idyllisch, vielleicht da und dort auch etwas prosaisch wirkt. Und doch kann gerade dieses flache schwäbische Uferland samt dem eigentlichen Seestrand manches aus der wechselvollen Geschichte des Sees erzählen und vermag Kunde zu geben von dem Jahrtausende alten Kampf zwischen Wasser und Land.

Der Bodensee ist kein verlandender See wie so viele seiner kleinen Kameraden im Oberschwäbischen und im bayrischen Alpenvorland. Unaufhörlich kämpfen seine Wellen beim Anprallen ans Ufer um die Erweiterung des großen Seebeckens, zu jeder Zeit, nicht bloß an stürmischen Föhn Tagen, wo die Brandungswelle ihr Zerstörungswerk allerdings mit größtem Erfolg vollziehen kann. Infolge dieses immerwährenden Wellengangs, der vielleicht bis zu einer Tiefe von 10 Meter reicht, wird der randliche Seegrund dauernd aufgewühlt und das Ufer unterwaschen, und die Wirkung davon ist die eigentümliche Uferbank, diese schwach geneigte Brandungsterrasse, die in wechselnder Breite den ganzen See umzieht und an ihrem äußersten Ende etwa 4 bis 6 Meter unter dem Wasserspiegel liegt. Die Seeanwohner nennen diese Uferbank die „Wyße“ (Weiße), weil ihr weißgrauer Grund sich zuzeiten deutlich von der dunkleren Seetiefe abhebt. Ihre Wege können die Dampfer nicht nahe dem Ufer entlang fahren, und lange Landungsbrücken mußten in den See hinausgebaut werden, wo nicht durch Ausbaggerung ein eigentlicher Hafen angelegt wurde. Seewärts fällt die Uferbank in wechselnder Steilheit gegen den tiefen Seekeßel, den „Schweb“, ab; es ist die Halde, an der die von der Brandung losgerissenen und verfrachteten Gerölle und Sande zuletzt abgesetzt werden. Uferwärts ist das Kliff, eine Steilböschung, die von der Brandungswelle unterwaschen wird und sich oft vergeblich durch ein übergeworfenes Pflanzenkleid vor weiterer Zerstörung zu schützen sucht.

Aber nicht überall ist der See im Kampf zwischen Wasser und Land Sieger geblieben; wir finden doch auch Uferstrecken, bei denen deutlich wird, daß hier das Land vordringt und von einer Abbröckelung keine Rede sein kann. Da, wo größere Flüsse in den See münden (Argen, Schussen), haben deren Geschiebe die Strandlinie nach und nach seawärts gerückt, und ein nachdringendes Pflanzenheer (Binsen, Schilf, Seggen, später auch Erlen und Weiden) hat das neuerstandene Flachufer allmählich verfestigt und einen dauernden Landzuwachs gesichert. Das Volk hat solche Stellen schon längst mit dem bezeichnenden Namen „Horn“ belegt: Buchhorn, Argenhorn, Nonnenhorn, Romanshorn. Wo die Flüßlein nur geringe Geschiebemengen mit sich führen, wagt der Kampf noch hin und her: was in ruhigen Zeiten an Land gewonnen wird, reifen starke Brandungswellen zu Hochwasserzeiten in wenigen Stunden wieder weg.

Fast unberührt von all diesem Kampf bleibt der eigentliche Seekeßel. Mitten durch den See führt der sogenannte „tiefe Schweb“, ein riesiger Trog mit etwa 240 Meter Tiefe, 11 Kilometer Länge und 2 Kilometer größter Breite. An seinen Rändern steigt er bald schroffer bald langsamer an, unterseefische Berge und Hügel ziehen längs von ihm dahin, und am Meersburger Ufer

drückt der Schweb die Uferbank auf die kürzeste Breite zusammen. Nur sehr langsam ändert er durch die Zuführung feinsten Schlammes und durch das Niedersinken absterbender Organismen Form und Tiefe; größere Gefahr droht ihm nur von der Rheinmündung her. Die gewaltigen Geröllmassen, die der Rhein und die Bregenzer Ache alljährlich hieher verfrachten und die den Südzipfel des Sees, der einst bis Feldkirch im heutigen Rheintal reichte, bereits völlig zugeschüttet haben, werden einmal auch den tiefen Schweb erreichen und ihn allmählich auffüllen. Doch hat es bis dahin noch gute Weile.

Die einstens viel größere Ausdehnung des Sees kann ein aufmerksamer Beobachter auch an seinem heutigen Uferland unschwer feststellen. Es fällt auf, daß auch da, wo die Hügel und Berge nahe an den Strand herantreten (wie am Ueberlinger See und an der Bregenzer Bucht), sie nirgends unmittelbar zum Seespiegel abfallen, sondern daß „stets eine oft schmale, oft breite Uferzone eingeschaltet ist“ (Schmidle). Läßt sie auch ein paarmal nur der Straße und Bahn schmalen Raum, so ist sie doch meist breit genug, daß alte Fischerdörfer und heimelige Seestädte sich ausdehnen können, daß Obst- und Rebengärten, Hopfengelände, Wiesen- und Ackerfluren in malerischer Abwechslung allenthalben den See umrahmen. In 410 Meter Meereshöhe (Seespiegel 395 Meter) endet diese nun trockene Ufer-

bank, die eine alte Brandungsterrasse darstellt, an der da und dort auch das ehemalige Kliff nicht fehlt. Um etwa 15 Meter ist also der See seither (es wird wohl am Ende der Eiszeit gewesen sein) gefallen, nicht auf einmal, ein paar niedrigere Uferlinien von 405 und 400 Meter zeigen, wenn auch weniger deutlich, daß es stufenweise geschah. Was war die Ursache? Der Rhein hat die ihm westlich von Stein am Rhein vorgelagerte breite Moränenbarre der letzten Eiszeit allmählich durchnagt, und mit dem Tieferpflügen des Flusses senkte sich auch der Seespiegel nach und nach auf 395 Meter.

Diese und ähnliche Betrachtungen führen uns schließlich zu der schwierigen und letzten Frage nach der Entstehung des Seebeckens, das sich uns

auf der Karte zunächst nicht anders als eine Vertiefung und Erbreiterung des Rheintales darstellt. Seiner Lage nach ist der Bodensee einer der zahlreichen Randseen der Alpen und die Annahme liegt nahe, daß er auf ähnliche Weise wie die meisten andern entstanden sei. Die Riesengletscher der Eiszeit haben im Gebirge und bei ihrem Austritt aus diesem ihr Bett mächtig aufgeschüttet, das Tal „übertieft“ und langgestreckte Zungenbecken geschaffen, die sich nach dem Abschmelzen der Gletscher mit Wasser füllten und zum See wurden. Die Ablagerung von Endmoränen trug dann ihrerseits noch weiter zur Stauung der Gewässer bei. Gegen diesen Erklärungsversuch spricht jedoch beim Bodensee die auffallende Tatsache, daß der Seekeßel nicht in der Richtung des ehemaligen Eisschubes liegt, sondern quer zu ihm. Wohl aber stimmt der Verlauf des „Schweb“ mit geologischen Verwerfungslinien überein, die vom Hegau herankommen und an denen die Gesteinschichten (jog. Molasse) abgebrochen sind. Und so wird der Bodensee nun als geologischer Grabenbruch angesehen, wie wir einen solchen in noch größerem Maßstab in der oberrheinischen Tiefebene vor uns haben. Daß aber an der Ausmodellierung dieses Grabens der diluviale Eispflug keinen geringen Anteil hatte, dürfte kaum bestritten werden. Es gibt noch eine dritte Deutung. Der zu Anfang genannte Schweizer Geologe Heim hat den See als verbogenes, zurückgefunkenes Rheintal angesehen, das durch das rückläufige Gefälle zu einem See geworden sei, eine Ansicht, der gegenwärtig wohl wenig Geologen mehr zustimmen.

So birgt der Bodensee noch manches Rätsel, das der endgültigen Lösung harret, und das geheimnisvolle „Seeschießen“, das hin und wieder die Uferbewohner schreckt, und das dumpfe Grollen aus seinen Tiefen mögen Zeichen sein, daß die Geschichte seines Werdens und Vergehens noch lange nicht abgeschlossen ist.



Lindau, die nur durch Brücken mit dem Land verbundene Inselstadt im Bodensee H. Baumgärtner
(Wie Bild S. 1 aus „Alt Lindau“, Verlag Dr. Karl Höhn, Ulm)

Der Bodensee im Sommer und Winter, bei Wind und Wetter

Von Ludwig Fintz

Alljährlich vollzieht sich das Wunder. Die Frühlingssonne schmilzt den Schnee in den Alpen, und der See schwillt. Der Pegel zu Konstanz, der im Februar auf 2,40 Meter stand, steigt, und wenn Regengüsse dazu kommen, so bewölkt sich unsere Stirn. Anfang Juli kann der Wasserstand 4,60 Meter sein, und wenn Gott will, ist die Schmelze zu Ende. Der See ist schön ufervoll, und es ist eine Lust, in ihm zu baden.

Bricht aber eine Regenzeit herein, so hört er nicht auf zu steigen, er tritt über die Ufer, und mancher Seebewohner steckt am Morgen seinen eigenen Pegel ins Wasser, einen Weidenstecken, und probiert, ob es ihm bald ins Haus laufe. 5,50, 5,60, 5,70 — Hochwasser des Bodensees! Die Landungsstege sind unter Wasser, von Sandbänken beschwert, in den Straßen sind Notstege errichtet, Dämme schwinden, mancher Steg muß im Boot befahren werden, der für Schuhe gerichtet ist, und die Schiffe können nicht unter der Brücke bei Konstanz durch zum Untersee. Darum muß der Untersee seine Schiffe zurückhalten zwischen Konstanz und Stein. Der Rheinfluss bei Schaffhausen ist ein Himmelssturz von Wasserwolken und Gischt, allein schon eine Schweizerreise wert. Solche Hochwasser folgen sich durchschnittlich alle drei Jahre, — in 109 Jahren 35, — zuletzt 1910, 1920 und 1926.

Dann läuft der See ab, der November trinkt ihn mit rauhen Lüften, er wintert sich ein. 50 Meter Ufer hat er freigegeben, wo sonst Wasser ist. Eiskrusten bilden sich, und wieder wölken sich unsere Stirnen: Friert der See zu?

Dreierlei muß zusammenkommen, bis der See zugeht. Es muß in ihn geschneit haben, daß die Wasser durchkühlt wurden; es muß ihn aufgestürmt haben, daß die unteren Schichten nach oben kommen, und es muß eine stille Kälte gesunken sein, die den Spiegel härtet. Noch fahren Schiffe durch die splitternde Decke. Dann steht die Schifffahrt still. Es werden Bäumchen ausgesteckt über das tragfähige Eis, und nun wandert man über den gefrorenen See, ans andere Ufer, mit Eisporen, auf Schlittschuhen, in Schlitten. Man blickt durch die grüne Eisdecke in die Tiefe, man hört sie krachen, klirren, man läuft über den Bodensee. Keine Grenze gibt mehr. Wer kann den weiten See absperrern? Grönland ist hier, Island, Sibirien, Nordpol; es werden Feste gefeiert und helle Eisnächte. Man kann mit Wagen hinüber, das Eis trägt, — seltsam, auf dem gläsernen Boden zu schweben über Gründen, wo man zu rudern gewohnt ist. Die Seegefrörne ist eine Reise von Frankfurt wert.

Der Untersee friert alle 4, 5 Jahre zu; der Obersee selten. Seit dem Jahre 895 geschah es 30 Mal, — dreimal im Jahrhundert, — zuletzt 1830, 1880 und 1891. Gustav Schwab dichtete damals die Ballade „Der Reiter und der Bodensee“.

Im Eis bilden sich Blasen, die zerbrochen und angezündet werden. Sumpfgas brennt. Manchmal geht ein Ton durch die Winternacht, wie hallender Glockenklang. Dann ist ein Eisblock geborsten unter dem Druck, eine Wunde ist aufgegangen, ein Riß, der wieder genäht wird von den Nadeln des Frostes; oder eine Straße wird offengehalten durch Eisschiffe, durch Boote, die mit Stangen durchgestoßen werden.

Bläst dann der Tauwind aus den Alpen, so bricht die ganze Herrlichkeit in Stunden zusammen. Und man ist wieder in das Wasser verliebt, das alte, wogende, ewigjunge, das man in seinen Wirbeln kennt.

Es wird sich wärmen im Frühjahr, man kann es nicht erwarten, bis man es um die Hüften spürt, man wird mit ihm verwachsen in unerfülllichen Sommertagen. Es ist nicht mehr kalt, es hat Sonnenstrahlung, es zeigt 26 Grad. Um den 1. Januar und 25. März hat es in allen Tiefen die gleiche Wärme, 4 Grad, den Grad der größten Dichtigkeit.

Auch Ebbe und Flut hat der Bodensee, ein „An- und Auslaufen“, von den Fischern Ruhs genannt. Es muß mit dem Luftdruck zusammenhängen, der über den Teilen des Sees verschieden ist. — Rätselhaft ist das „Grundgewell“. Der See liegt ruhig unter der brütenden Sonne, kein Luftzug geht. Mit einem Male hebt er sich, quillt, von unsichtbaren Geistern geschwellt. Irgendwo, von uns ungeschaut, weht Föhn, und windlos stößt sein Getriebe die Wogen um. Und es kann sein, daß in die Geisterruhe ein Donner dröhnt. Stürzte eine Lawine vom Säntis, vom Glärnisch, trug ein Luftstrom den Schall auf den See? Der See schießt. Ist eine Wand im Grunde eingestürzt? Durch den Bodensee zieht eine Erdbebenlinie. Im Hafen zu Bregenz stehen Höhenmesser; nach ihnen hat sich der Uferboden in 20 Jahren um 10 Zentimeter gesenkt.

Oder hat sich vor Langenargen, am Hörnli-mannsloch, ein Schlund in den See geöffnet, der unterseeisch sprudelt?

Wer auf dem See fährt, muß mit dem Wetter vertraut sein. In den Wolken und auf dem Wasser malen sich die Winde ab.

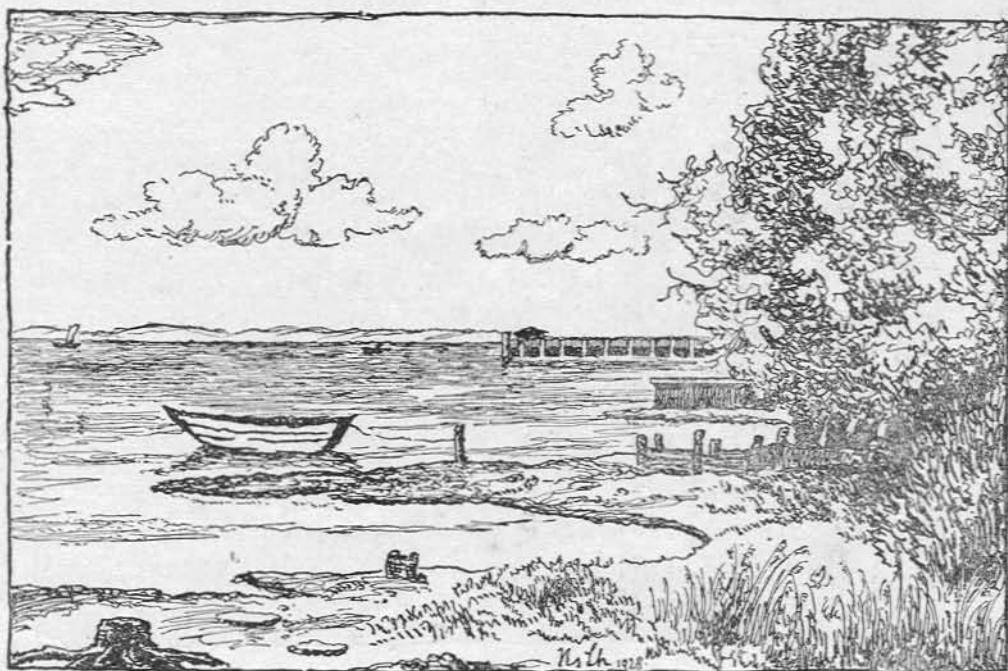
Der schönste wilde Seewind ist der Föhn. Er kommt aus den Alpen, vom Nordostabhang der Rhein-quellgebirge, stürzt an ihnen herunter und jagt nun als trockener Südweststurm über den See. Manche spüren ihn schon 24 Stunden vorher. Andere, die nicht auf Zeichen merken, werden von ihm überrascht. Wehe, wenn er auf einen

Unerfahrenen im Boot trifft. Es kann Sonnenwetter sein, die Luft ist schwer, dunstig, ein weißgrauer Nebel, die „Bräme“, lastet über dem Land; Möwen schreien; der Himmel braucht keine bösen Wolken zu haben. Und mit einem Male schwillt das Wasser, eine Luftpiegelung verwirrt, schwarz segt es heran, und nun schlägt, heult, stampft es und peitscht die Wogen zu Berg und Tal. Mancher ist schon in einer Windhose in die Tiefe gezogen worden. Man muß Himmel und Erde lieben, um den See zu verstehen.

Still wie ein Feiertag ist der Nebel am Bodensee. Die Stimmen der Menschen tönen vom anderen Ufer her, merkwürdig deutlich, die Nebelhörner tuten, von ferne, nahe und wieder ferne. Es gibt Nebeltage im Herbst, im Winter; aber der Nebel ist nie dick wie am Meer, er schwindet um Mittag, und man spürt die Sonne dahinter.

Fragt man mich, wann der Bodensee am schönsten ist, so besinne ich mich, und dann sage ich wohl: der See ist heute am schönsten. Sollte es im Mai sein, da die Birnbäume an den Straßen blühen und ich nicht fortgehen darf, um nichts zu versäumen? Oder im Oktober, da die Wälder brandrot aufglühen und mit dem Blau des Sees zusammenspielen? Oder im Juli, da man im Wasser liegt den halben Tag und den anderen halben auf der Wiese? Im Januar, da man auf die Berge steigt und sich Schneeschuhe anschnallt?

(Wie „Die Seele des Bodensees“ aus Ludwig Fintz „Der Bodensee“, 1928, Verlag Beltz u. Klossing, Bielefeld und Leipzig.)



Flachufer am Bodensee mit Spuren der Wellenarbeit (zu Text S. 2)

Hans Lehmann

Empfindsame Seefahrt / Von Gustav Böhm

An den See

Ich ahnte den See bereits, als die Bahnstrecke von den Allgäuer Bergen abbog, als der Zug in schneller Fahrt ohne Dampf durch das wellige Land eilte, das sich zu ihm ablenkt.

Die Dächer spitzten sich wieder mehr nach oben, die Obstbäume machten sich breit. Das Bodenseehaus bildet sich aus, in langsamen Uebergängen vom Alpenhause, bis es in seiner altväterlichen Behaglichkeit dasieht. Gegenüber dem Bauernhause in Allgäu und Tirol muß es vielleicht in seiner Schmucklosigkeit zurückstehen. Man hört aus ihm auch kein Godeln und kein Zitherschlagen. Es ist still wie seine Bewohner und eigenartig wie sie. An seiner Ruhe und Breite erholt sich das betrachtende Auge. In der Breite liegt auch das Geheimnis seiner Linienführung, in dieser Breite, die hervorgehoben wird, durch die gleichfalls in die Breite gezogenen Fenster mit dem Regenschutze, dem abgeschnittenen Bäumlein unter dem Schindelpanzer. Hinter den Schiebefenstern weiten sich die getäfelten Stuben, die keinen Mörtel kennen und keine Tapete. Nur Holz, wärmendes Holz an Wänden und Decke.

Die hohe Steintreppe darf auch nicht fehlen, die einige Stufen mehr hat, als die der anderen Bauernhäuser des Allgäus, ebensoviel Stufen mehr, als dem hohen Obstkeiler entspricht, der die Wohnräume lichtwärts hebt und Platz schafft für das breite Kellertor, das erst das Haus zum Seehaus macht. Diese Bauart geht weit ins Hinterland hinein, weiter als der See selbst früher sich ausbreitete, als die Ebene vor dem Schloßhügel von Lettnang noch unter seinem Spiegel lag.

Unterdwärts liebt der Bauer keine Vorhänge an den Fenstern. Hier bauschen sich immer sauerere Spizentüchlein oder hängen in glatten Flächen oft bis in die Mitte des Fensters. Das stikende Appenzell ist in der Nähe und das spizenhandelnde Sankt Gallen. Man spürt seine Nähe, wenn auch seine „Stücklesferger“ nicht an das Nordufer des Sees kommen. — Immer farbiger werden die Gärten, je näher es dem See zugeht, immer häufiger die Bienenhäuser, damit der Obstblüte ihr zugemessen Teil an Liebeslust und Mutterwohne werde. Längst liegen die Getreidefelder hinter mir. Nur ab und zu legt sich ein schmales gelbes Band über einen Hang.

Die kugeligen Obstbäume beherrschen das Land, decken das eine oder andere Haus bis an den Giebel und stöhnen im Herbst unter ihrer lachenden lockenden Last und lehnen sich schwer auf die Baumstützen, bis man durch den letzten Gartenteil — das Land ist nur mehr Garten — mit dem Eisenbahnzug mitten in den See hineinfährt.

Wasserburg

Ich saß einmal während des Krieges auf einem Grabstein im Friedhof von Wasserburg und sah zwischen zwei Zinnen der Friedhofsmauer auf das blinkende Wasser hinaus. Raum eine Stunde vorher hatte ich noch die Dummheit begangen, eine Zeitung zu lesen und hatte gesehen, welche Beschimpfung deutscher Denkungsart und Sitte im Ausland verbreitet und geglaubt wurden. Mit den

Völkern geht es wie mit den Menschen. Die üble Nachrede findet rascher Glauben als das Lob.

Indes glaubte man ungelesen die abgehackten Kinderhände, aber das Gesehene nicht: Wasserburg, die bescheidene Kirche, die auch Nichtfromme zum Beten einlädt, die mit ihrem Totengärtlein und ihrer ersten Mauer in den See hineinragt. Wenn man mich fragt nach einem Stück deutscher Landschaft, die das Innere deutschen Wesens — das allerdings viele verlernt haben im Laufe des wirtschaftlichen Aufstiegs, aufzeigt, dann zeige ich auf Wasserburg im Bodensee. Wie ist diese Kirche unaufdringlich, fromm und doch fröhlich und weisfroh in die Landschaft gestellt, abgetrennt und doch mit der Welt verbunden!

Sie spiegelte sich umsonst im See, der während des Krieges auch unser Feind geworden war. Die von drüben mit feindlichen Augen über ihn zu uns herüberfahren, die sahen nur Manzell, seine Werft, seine Ballonhallen und nicht das friedliche Wasserburg.

Mögen sie sehen, nach was sie wollen, ich mache sie und sie machen uns nicht anders. Der Zwiebelturm der Wasserburger Kirche wird wieder andere Zeiten sehen, aber ich werde dann nicht mehr im Totengärtlein von Wasserburg sitzen und auf den See hinaus schauen.

Man sollte sich eigentlich doch schon bei Lebzeiten etwas umtun, wo man später ausruhen will.

Es gibt Friedhöfe, in denen man liegen und solche, in denen man sich auch nicht tot aufhalten möchte.

Zu diesen gehören die Sargregale in Fiume, in denen jeder seine Schublade hat wie in einem Kramladen die Erbsen, Linen, Weinbeerlein usw., oder die Sandwüste von einem Friedhof im Dorf Tirol, die keine Grabpflanzen kennt.

Am Wasserburger Friedhof ist nicht viel auszuweichen. Die Aussicht kann man ja nicht mehr genießen, wenn man in ihm ruht; das ist wahr. Die modernen Grabsteine wollen zwar schön sein, aber sie passen doch nicht zu dem Stück Geschichte rings umher. Die Toten stoßen sich mit dem Ellenbogen an und bekommen nasse Füße.

Und doch! Wenn man mit Bewußtsein tot sein könnte, hier möchte ich liegen und immer hinunter hören in mein letztes, stilles Kämmerlein: „Ach, wie schön ist dieser Bodensee!“ Und dann in meine Knochen hineinmurmeln: „Etsch! ich liege hier! Dich schieben sie in einen Ofen oder stecken dich in irgend einer großen Stadt in eine unterirdische Volksversammlung, in der sie noch unter dem grünen Rasen politisieren, reden wollen und den Nachbar noch beneiden, weil sie ihn 1. Klasse begraben haben.“

Und meine Frau müßte auch bei mir liegen, und wir wollten uns die knöchernen Hände drücken und festhalten und selbender schlummern und warten, was kommt; — und ob es so schön wird wie die Tage einer jungen Liebe am See oder die Stunden gemeinsam gewonnener Reife, zu denen auch das Seeland seinen Segen gab.

(Aus: „Gustav Böhm, Querkopfs empfindsame Reise an den Bodensee“, Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart.)

Das Trinkgeld in Lindau

Der ehemalige König Wilhelm II. von Württemberg hielt sich gerne in seinem Sommerhause in Friedrichshafen am Bodensee auf. Als seiner, lebenswürdiger Herr war er ein gern gesehener Gast am See, und man erzählt manches Histrörlein von ihm, wie er mit den Leuten verkehrt und wie sich dann Rede und Gegenrede gegeben habe. Einmal war er auch nach Lindau gefahren und nahm

nun ein Gläslein Wein in irgend einem der Hotelgärten am Lindauer Hafenplatz zu sich. Der Kellnerin, die ihn bediente, gab er bei Vereinerung der Zechen ein Zehnmarkstück als Trinkgeld. Sprachlos vor Glück und Ueberraschung blickte das Mädchen bald das Geldstück, bald seinen Spender an und sagte: „O Herr, Ihr send au it von Stuaert (Stuttgart).“



Wasserburg

W. Wäntig